

# Damit niemand Somalia vergisst

Begegnung mit einem Journalisten aus Mogadiscio

Die somalische Hauptstadt Mogadiscio wird zurzeit von heftigen Kämpfen erschüttert. Davon erfährt die Aussenwelt nur durch die mutige Arbeit einheimischer Journalisten.

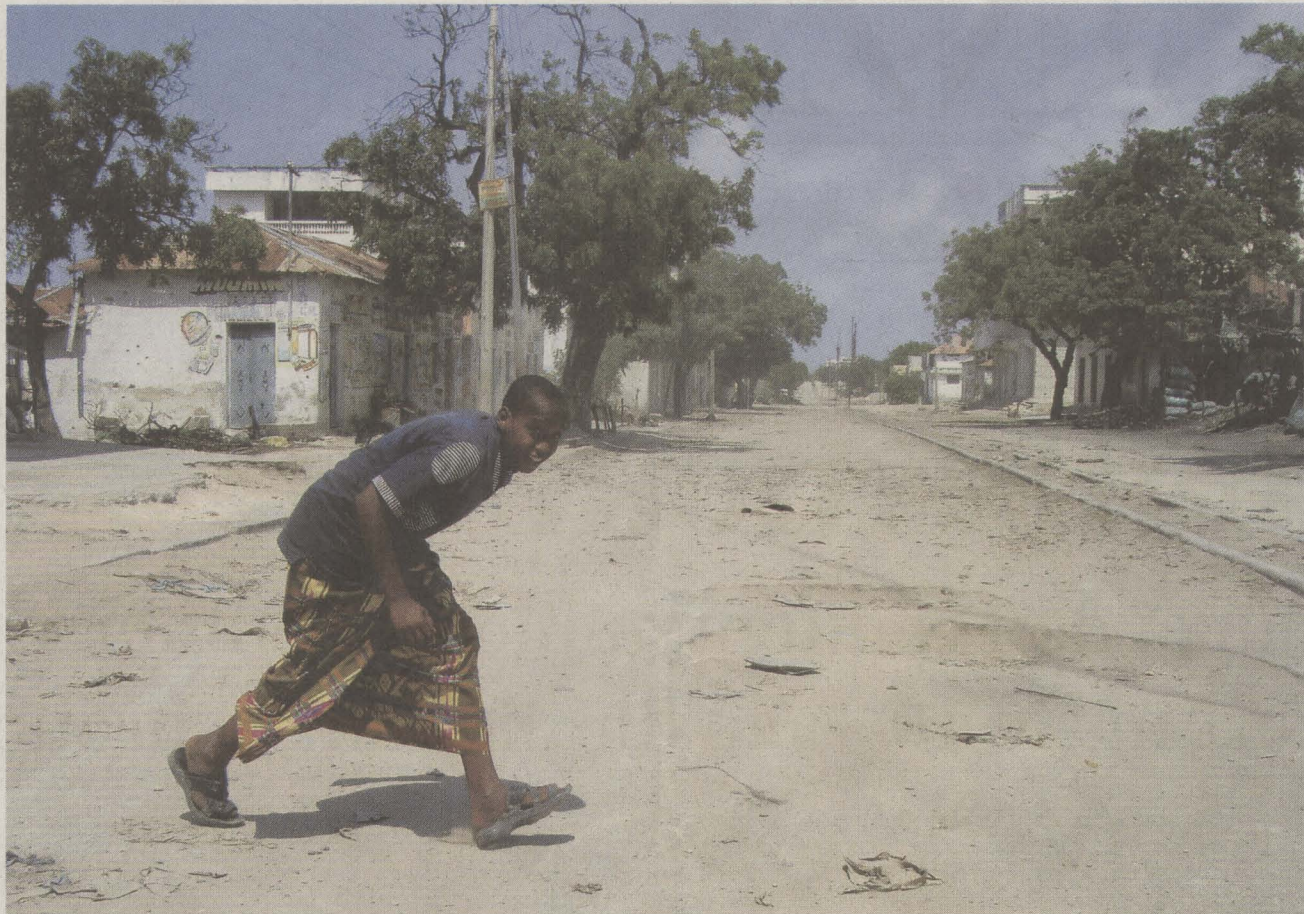
Markus M. Haefliger, Nairobi

Wenn aus Somalia zuverlässige Nachrichten und gültige Beschreibungen des Alltags von Somaliern in die Aussenwelt dringen, dann ist es wegen Personen wie Ibrahim Mohammed. Er ist einer von rund 200 in Somalia arbeitenden einheimischen Journalisten. Er ist ausserdem Leiter der Kampagne für Pressefreiheit der National Union of Somali Journalists (NUSOJ), eine ebenso wichtige wie frustrierende Beschäftigung, wie er selber einräumt. Letztes Jahr wurden in Somalia (eingeschlossen das de facto unabhängige Somaliland) 9 Journalisten umgebracht, 5 von ihnen gezielt, die übrigen bei Bombenexplosionen oder Kampfhandlungen, während sie ihre Arbeit verrichteten. Weitere rund 30 Journalisten wurden zu etwa gleichen Teilen bei der Ausübung ihres Berufs verletzt oder verhaftet. Dieses Jahr kamen bisher 3 Journalisten ums Leben.

## Kindersoldaten

Wir treffen Mohammed, der ein blaues Jeans-Hemd und einen sauber rasierten Bart trägt, im kargen Büro der NUSOJ in der kenyanischen Hauptstadt Nairobi. Wegen eines kritischen Artikels, der Mitte Juni in der «New York Times» erschienen war und an dem er mitgearbeitet hatte, musste der 34-Jährige aus Somalia flüchten. Er erzählt ruhig und in gutem, wiewohl akzentgeprägtem Englisch von der gefährlichen Flucht. Dabei weiss er Beschreibung und Meinung säuberlich zu trennen, eine Fähigkeit, die er vor zwölf Jahren in Mogadiscio in einem Kurs des BBC-Auslandradios erlernte.

Bis 2002 arbeitete Mohammed für die somalische Wochenzeitung «Cishqi» (Liebe), danach wurde er das, was im Journalisten-Jargon Stringer oder Fixer genannt wird. Er dient dem Afrika-Korrespondenten der «New York Times» zu und organisiert dessen seltene Kurzbesuche in Somalia. Auch westliche Agenturen wie Agence France Presse und Reuters, die in Nairobi Büros unterhalten, beschäftigen in Mogadiscio Berichterstatter und Fotografen. Die übrigen somalischen Journalisten schlagen sich mit Arbeiten für einheimische Radiostationen und Publikationen wie das Shabelle-Netzwerk durch. Zu Beginn seiner Karriere, sagt Mohammed, habe er die Zustände in seinem Land verbessern wollen. Heute gehe es ihm nur noch darum, dass die Welt Somalia nicht vergesse. Darum und weil seine



Ein jugendlicher Bewohner Mogadiscios während der jüngsten Kämpfe zwischen Islamisten und der Regierung.

FEISAL OMAR / REUTERS

Familie zu Hause auf ihn warte, will er in einigen Tagen nach Mogadiscio zurückkehren. Seine Freunde hätten ihm mitgeteilt, dass sich die Aufregung um seine Person gelegt habe.

In dem umstrittenen Artikel hatte die «New York Times» belegt, dass die Regierung von Präsident Sharif Sheikh Ahmed, die durch Gelder Amerikas und der EU über Wasser gehalten wird, im Kampf gegen islamistische Aufständische Kindersoldaten rekrutiert. Als Antwort auf die Enthüllung machte Sharif Sheikh Ahmed zunächst Unwissen geltend und kündigte eine Untersuchung an. Später reagierte die Regierung, die nur noch einen Bruchteil des Stadtgebiets von Mogadiscio kontrolliert, immer ablehnender auf die Kritik. Sie warf der «New York Times» vor, Strassenkinder bezahlt zu haben, um mit Kalaschnikows für Fotos zu posieren, und schliesslich, von der extremistischen Shabab-Miliz zu der «Lügenmeldung» angestachelt worden zu sein. Mohammed wurde von einem ihm bekannten Abgeordneten für eine Unterredung in ein Lokal gelockt, aber von einem Vertrauten vor der Falle gewarnt. «Über hundert Soldaten riegelten das Gebiet ab und durchsuchten alle Häuser nach mir», erzählt Mohammed. Er wusste, dass es Zeit war unterzutauchen.

Die Regierung sei zwischen dem Lager des Präsidenten und demjenigen von Ministerpräsident Omar Abdi Rashid, zu dem der grössere Teil der Sicherheitskräfte gezählt werden kön-

ne, zerstritten, führt Mohammed aus. Journalisten könnten den Zwist einerseits zu ihren Gunsten ausnützen, andererseits werde er ihnen auch gefährlich. Er habe damit rechnen müssen, von aufgebrauchten regierungstreuen Milizen aufgegriffen und gefoltert zu werden. Mohammed wundert sich mehr über die Zerstrittenheit innerhalb der Regierung, als dass er sich darüber empört. Hier sei eine Behörde, die nur die Altstadt und die Umgebung der Villa Somalia, des Präsidentenpalasts, sowie als einzigen Weg, der von dort hinausführe, die Makamukarara-Strasse nach Westen zum Flughafen kontrolliere. Die innere Zerstrittenheit schwäche die Administration von Sharif Sheikh Ahmed zusätzlich. «Haben sie nicht schon so genug Probleme?», fragt Mohammed.

## Die Shabab in Geldnot

Er vermag nicht zu sagen, was gefährlicher war – wenn er sich in Mogadiscio versteckt hätte oder die Flucht nach Nairobi auf dem Landweg. Sie führte Mohammed über rund 600 Kilometer durch Gebiete, die vom extremistischen Hizb ul-Islam oder von der Shabab, die sich dem terroristischen Netzwerk der Kaida angeschlossen hat, kontrolliert werden. Für die Shabab-Miliz, auf deren Konto die Bombenanschläge und Morde an Journalisten der letzten Monate gingen, sei ein Reporter, der für ein westliches Medienhaus arbeite, ein «Feind Gottes». Wenn man ihn erwischte hätte,

wäre er umgebracht worden, glaubt Mohammed mit Überzeugung. Andererseits sei der Vorteil, wenn man sich durch Feindesland bewege, dass einen niemand kenne.

Auf der Busreise wurden die Passagiere 13 Kilometer vor Mogadiscio erstmals an einer Strassensperre der Shabab angehalten, 5 Kilometer weiter an einer Barriere des Hizb ul-Islam. Bis zur kenyanischen Grenze folgten zehn weitere Strassensperren. Die Papiere und sein Geld hatte Mohammed in ein Tuch und einen Plasticsack gewickelt und durch eine Vertrauensperson dem Chauffeur aushändigen lassen. Dieser wusste bis zur Ankunft in Kenya nicht, wem das Päckchen gehörte, das er im Chassis des Fahrzeugs versteckt hatte.

Somalier, sagt Mohammed, seien mit solchen Vorsichtsmassnahmen vertraut. Dazu gehörten auch Verkleidungen, da Frauen und Männer an Strassensperren aus den Bussen gezerrt und ausgepeitscht würden, wenn sie die Vorschriften der Shabab nicht befolgten. Dazu gehöre nicht nur der Schleier für Frauen, sondern etwa auch, dass Männerhosen nicht über die Mitte des Unterschenkels reichen und Hemden nicht unter den Hosenbund geschlagen werden dürften. Ausserdem würden an den Strassensperren die Kontaktverzeichnisse der Mobiltelefone daraufhin untersucht, ob sie christliche Namen enthielten. Laut Mohammed zieht die Shabab seit einigen Monaten an den Strassensperren «Steuern» ein, ein Hinweis